

**DEPARTEMENT
VOLKSWIRTSCHAFT UND INNERES**

Vorsteher

1. August 2026

**Bundesfeier 2026 in Unterkulm
Zusammenraufen statt Misstrauenskultur! Ansprache Regierungsrat Dieter Egli**

Es gilt das gesprochene Wort

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Unterkulmerinnen und Unterkulmer, liebe Gäste, geschätzte Anwesende

Herzlichen Dank für die Einladung zu eurer Bundesfeier. Es freut mich sehr, dass ich heute mit euch feiern darf.

Wir feiern heute, weil wir uns daran erinnern wollen, was uns als Land ausmacht. Jetzt wird es aber, wie immer in der Schweiz, schon ein wenig kompliziert.

Wir sind ja hier nicht die ganze Schweiz zusammen, sondern nur Unterkulmerinnen und Unterkulmer und ein paar wenige andere – und ich, den ihr eingeladen habt.

Und Ihr feiert heute ja eigentlich auch nicht oder nicht nur die Schweiz. Ihr feiert eigentlich Unterkulm. Und ich behaupte: Unterkulm ist auch wichtiger als die Schweiz. Deshalb will ich heute eigentlich auch nicht über die Schweiz reden. Denn die Schweiz gibt es gar nicht. Unser Land, das wir heute feiern, ist ganz vieles gleichzeitig. Die Schweiz ist zusammengewürfelt aus verschiedenen Nationen, erkennbar an unseren vier Landessprachen, sie ist ein Zusammenschluss von verschiedenen Ständen, die sich in der Geschichte immer mal wieder bekämpft haben, von 26 eigenständigen Kantonen und von etwa 2100 grösseren oder kleineren Gemeinden – wie Unterkulm. Und alle feiern auf ihre Art ihr eigenes Fest. Manchmal will man es zusammen mit einer Nachbargemeinde feiern, manchmal auch nicht. Auf jeden Fall feiern am 1. August alle "ihre" eigene Schweiz.

In der Politik nennen wir das Föderalismus. Aber darüber will ich auch nicht reden, sonst wird es noch komplizierter. Ich will über das reden, was wir heute wohl eher feiern – oder feiern wollen: nämlich unsere Heimat.

Was Heimat genau ist, definiert jede und jeder selber. Ich bin Europäer, Schweizer, Aargauer, auf dem Papier aber eigentlich Zürcher, und Windischer. Aber Heimat ist ja nicht nur geografisch, sie geht viel tiefer. Wenn ich an "Heimat" denke, ist das etwas Schönes, etwas, das ich mit guten Gefühlen verbinde. Für mich sind es vor allem Menschen, mit zunehmendem Alter auch solche, die nicht mehr da sind. Es sind Erinnerungen und Empfindungen: der Geruch im Dorfschulhaus, im Zug über die Aarebrücke fahren, kurz bevor man in Brugg ankommt, das Jugendfest, Familienspaziergänge auf die Habsburg oder Sommernachmittage in der Badi, wo ich mich nie vom 3-Meter-Brett zu springen traute.

Auch bei euch ist es wahrscheinlich ganz persönlich und ganz unterschiedlich, was ihr unter Heimat versteht. Trotzdem gibt es vielleicht ein paar Gemeinsamkeiten. Eine ist vielleicht Unterkulm, wo ihr wohnt und lebt.

Und Unterkulm ist ein Ort, an dem sich zeigt, wie lebendig Heimat sein kann – und wie fordernd. Eure Gemeinde hat sich in den letzten Jahren stark verändert: Wo früher die KWC-Fabrik stand, ist

ein neues Quartier entstanden. Viele Familien mit Kindern sind hierhergezogen. Das hat Leben in euer Dorf gebracht. Mehr Menschen bedeuten aber auch mehr Bedarf an Infrastruktur. Deshalb baut ihr ja zum Beispiel auch den Schulraum aus. Das ist eine Investition in die Zukunft, aber eben eine Investition, die kostet – und auch eine spürbare Veränderung für alle, die hier wohnen.

Und genau darin liegt die Zwiespältigkeit, mit der ihr hier lebt: Ihr habt ein Wachstum, das sich andere Aargauer Gemeinden wünschen würden, die mit Überalterung und leeren Klassenzimmern kämpfen. Aber es ist eben auch eine Herausforderung – mit mehr Verkehr, mehr Lärm, mit mehr Diskussionen über das Zusammenleben oder über die Ansprüche der einzelnen daran – mit Landschaft, die verschwindet, mit Raum, der scheinbar enger wird. Da kann man schon einmal hin- und hergerissen sein – denn beides zu haben, stillstehen und sich doch weiterentwickeln, geht eben nicht gleichzeitig. Dass uns diese Frage in der Schweiz aktuell intensiv beschäftigt, haben wir ja bei der letzten Volksabstimmung am 14. Juni gesehen und erlebt – teilweise recht dramatisch.

Und ich glaube, dieses Hin- und Hergerissensein ist eigentlich auch sehr typisch geworden für uns Schweizerinnen und Schweizer. Jetzt rede ich doch noch über die Schweiz an diesem speziellen Tag – und will auch selbstkritisch sein:

Wir wollen am liebsten immer den Fünfer und das Weggli. Wir möchten unabhängig bleiben, aber gleichzeitig von allen Vorzügen unserer Nachbarländer und vom europäischen Wirtschaftsraum profitieren. Wir möchten möglichst wenig Steuern zahlen, aber trotzdem eine erstklassige Infrastruktur haben, eine 13. AHV-Rente und eine schlagkräftige, gut ausgerüstete Armee – aber ja keine Sparmassnahmen anderswo.

Am 1. August loben wir gern unsere Bereitschaft, miteinander zu reden, uns zusammenzuraufen und dann einen Kompromiss zu finden – und dass dies uns als Land so erfolgreich gemacht hat, obwohl wir ein zusammengewürfelter Haufen sind. Ich finde aber, das hat schon besser funktioniert als gerade jetzt. Wir sind heute eher in diesem Fünfer-und-Weggli-Modus festgefahren, auch wenn wir wissen, dass das eigentlich nicht funktioniert. Man muss etwas geben, um etwas zu erhalten, man muss etwas verdienen, um es ausgeben zu können, man muss etwas leisten, um nachher davon zu profitieren. Einfach gesagt: Alles hat seinen Preis.

Und es macht es natürlich nicht einfacher, wenn wir sehen, dass dieser Preis immer öfter von anderen bestimmt wird. Dass es immer mehr Situationen gibt, die wir als Land nicht mehr in der Hand haben, wo wir – auch wenn wir uns zusammenraufen wollen – eigentlich gar keine Wahl haben. Viele grosse Herausforderungen in der Schweiz sind von globalen Entwicklungen beeinflusst. Weder Migration, Kriege oder Zollpolitik noch die Wirtschaftsstrategien von Grossmächten oder den Klimawandel können wir als kleines Land, als Kanton, als Gemeinde oder als einzelne Person wirklich steuern. Wir müssen es einfach hinnehmen und damit fertig werden – auch wenn es heisst: Vogel friss oder stirb.

Als Politiker würde ich – gerade heute – gerne Zuversicht verbreiten und Sicherheit vermitteln und sagen, es wird besser – oder es ist eigentlich nicht so schlimm. Aber das kann ich nicht. Ich musste sogar schmerzlich erfahren, dass ich als politischer Verantwortlicher nicht einmal ein solch schreckliches Verbrechen, wie es letzte Woche zur Anzeige gekommen ist, verhindern kann und auch den Opfern nicht richtig helfen konnte.

Unsicherheit bleibt also – oder wird grösser. Dass diese Unsicherheit für Ängste sorgt, für Frustration, ist klar – und dass sich viele irgendwo Luft verschaffen wollen, das kann ich auch verstehen. Was ich aber nicht verstehe, ist die Art und Weise, wie das immer häufiger geschieht, in den sozialen und den anderen Medien, in politischen Debatten. Statt zu akzeptieren, dass wir gewisse Dinge nicht beeinflussen können oder dass wir eben nicht die von uns gewünschte Ideallösung erhalten, werden Schuldige gesucht, meistens im eigenen Land, bei der politischen Gegenseite.

Als ich mich online zu den zwei letzten Abstimmungen auf Bundesebene geäussert habe, hat man mir in nicht wenigen Kommentaren vorgeworfen, dass ich ein Lügner bin. Damit kann ich als Politiker

leben, das muss ich in Kauf nehmen. Es hat mich aber trotzdem getroffen. Es hat mich getroffen, weil es Misstrauen oder sogar Hass ist, der niemandem weiterhilft. Es gibt so viele Formen davon: Misstrauen gegen "die da oben" in Bern oder Aarau, die offenbar nichts machen gegen den drohenden Niedergang, Misstrauen und Hass gegen die EU, gegen den bösen Staat, gegen die Linken und Grünen, die scheinbar unser Land verkaufen, die Ausländer, die man ausschaffen soll, oder die SVP, die man vom politischen Diskurs ausschliessen müsste.

Das gibt mir zu denken: Es wird nicht wirklich diskutiert. Der politische Gegner wird zur Gefahr fürs Land erklärt, und in Abstimmungen sagen beide Seiten, das Land gehe unter, wenn der jeweilige Gegner gewinnt.

Irgendwie ist es ja recht bequem, sich einfach aufzuregen – über andere. Aber diese Misstrauenskultur, diese Polarisierung bringen uns nicht weiter. Sie lösen keine einzige der wirklichen Herausforderungen. Im besseren Fall kommen wir als Gesellschaft nicht weiter und blockieren uns gegenseitig. Im schlechteren Fall vertiefen sie die Gräben und bringen Menschen an die Macht, die nur noch der Form nach demokratisch sind. Der Preis dafür ist zum Beispiel, dass wir jetzt wieder Leute und Bewegungen in den Parlamenten unserer Nachbarländer haben, bei denen man sich nach dem Massenmord des 2. Weltkriegs einig war, dass man sie nie, nie mehr will! Oder dass der amerikanische Präsident während seiner Amtszeit immer reicher wird und systematisch Recht bricht – nicht nur, indem er die Rote Karte für einen Fussballspieler aufheben lässt, sondern auch, indem er Totschläger begnadigt, weil sie seine politischen Freunde sind. Solche Entwicklungen müssen uns warnen!

Nicht nur Aufreger um Aufreger, die von politischen Akteuren bewusst geplant werden, brauchen wir – sondern Diskussionskultur, Streitkultur. Auf eine Beleidigung nicht mit einer Beleidigung zu reagieren – oder besser: gar nicht zu beleidigen, sondern um der Sache willen zu argumentieren, auch wenn man nicht gleicher Meinung ist. Das wäre das Gebot der Stunde.

Denn: Gegenüber globalen Grossmacht-Spielen oder weltweiten Krisen sind wir oft machtlos. Aber wir sind absolut nicht machtlos darin, wie wir in unserem Land mit diesen Herausforderungen umgehen. Der Staat ist nicht irgendein anonymes System, das uns führt und über das wir uns nur ärgern oder hilflos fühlen können. Ihr und ich, wir alle sind der Staat – indem wir mitbestimmen, mitreden, abstimmen und wählen. Wir können die weltweiten Stürme nicht stoppen – aber wir bestimmen sehr wohl selbst, wie wir unser Land dagegen wappnen – und vor allem, ob wir uns dabei gegenseitig unterstützen oder blockieren. Wir bestimmen – wenn wir das wollen.

Die gute Nachricht ist: Wir können das ja eigentlich. Das machen wir ja schon lange – an Gemeindeversammlungen, am Stammtisch oder im Verein. Wir haben gelernt, dass wir uns aufrichtig zuhören müssen, statt uns die Köpfe einzuschlagen. Wir holen in der Politik sogar aktiv immer die Meinung der Gegenseite ein – auch wenn wir glauben, dass sie nicht richtig und ist und dass wir uns vielleicht gar nicht verstehen. Dann streiten wir eben sachlich, handeln einen Kompromiss aus, eine tragfähige Lösung, hinter der eine Mehrheit steht – und die auch die Minderheit akzeptiert, weil der Weg dahin fair war.

Noch etwas, was uns auf diesem Weg hilft, ist das, was heute hier passiert. Es ist ehrenamtliche Arbeit. Denn Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, nicht nur in der Politik, sondern auch für die Gesellschaft, in einem Verein, sind tendenziell weniger polarisiert als andere. Das haben ganz aktuelle Studien herausgefunden. Weil man eben im Verein genau das macht, was so wichtig ist: mit anderen zusammen Zeit verbringen und an etwas Gemeinsamem arbeiten, unabhängig von der persönlichen politischen Ausrichtung. In den Vereinen lernen wir Gemeinschaft. Darum sind die Vereine so wichtig für unsere Gemeinden, und darum sind sie auch so etwas wie das Rückgrat unseres Landes.

Auch der heutige Tag zeigt ja sehr schön, was so eine Gemeinschaft leisten kann: Denn ihr habt zusammen diesen Anlass auf die Beine gestellt. Viele Helferinnen und Helfer haben mitgewirkt vom

Gewerbe- über den Turnverein und den Verein Pro Jugend Mittleres Wynental bis zur Musikgesellschaft Teufenthal und Unterkulm. Dazu möchte ich euch allen herzlich gratulieren! Das ist eine Leistung. Und ich bin überzeugt: Für viele von euch gehören ein Anlass wie der heutige oder auch andere Anlässe, die ihr immer wieder zusammen organisiert und feiert, eben genau zur Heimat, von der ich am Anfang gesprochen habe.

Die Schweiz gibt es nicht. Die Schweiz, die immer so bleibt, wie sie war und ist, gibt es nicht. Die Schweiz ist das, was wir uns immer wieder zusammen erschaffen, auch wenn wir ganz verschieden sind – weil wir miteinander streiten und uns zusammenraufen für eine gute Lösung – und diese dann auch gemeinsam umsetzen.

Das ist unsere Heimat, die ich heute mit euch zusammen feiere. Ich wünsche uns allen eine schöne Bundesfeier!